REISEN

Alle Jahre wieder
Seit 30 Jahren ist im Advent zuverlässig »Last Christmas« zu hören. In Saas-Fee wurde das Video gedreht **S. 58**

Nach der Welle

Fünf Menschen erzählen, wie der Tsunami im Indischen Ozean vor zehn Jahren ihr Leben verändert hat PROTOKOLLE: JULIUS SCHOPHOFF

Illustrationen: Uli Knörzer für DIE ZEIT; Foto [M]: ullstein (Composing DZ)

Eine Amateuraufnahme zeigt, von unserem Zeichner Uli Knörzer bearbeitet, wie eine Hotelanlage von der Welle erfasst wird

»Wir sind alle wieder viel am Wasser«

Im thailändischen Fischerdorf Ban Talae Nok starben 47 Bewohner. Erst nach dem Unglück entdeckten Touristen den Ort. **Darunee Pakdee, 34,** heißt heute Gäste bei sich zu Hause willkommen, vor allem aus Deutschland

Am Morgen, an dem die Welle kam, fuhr ich wie immer mit dem Moped von meinem Haus am Hang zu den Häusern am Meer, um den Leuten aus meinem Dorf Snacks zu verkaufen. Hähnchenschenkel, süßen Klebreis, gebratene Bananen. Irgendwann ging mir die Ware aus, also fuhr ich zurück, um Nachschub zu holen und mich frisch zu machen. Aber gerade als ich unter die Dusche gehen wollte, hörte ich, wie Leute rannten und riefen: »Das Meer läuft über!« Überschwemmungen kannten wir nur aus dem Fluss. Das Wort Tsunami hatten wir nie gehört.

Mein Sohn war damals vier, er spielte mit den anderen Kindern am Fuß des Hangs, 500 Meter vom Meer. Ich rannte sofort los. Dann kam er mir entgegen, auf der Ladefläche eines Lastwagens, der die Kinder in Sicherheit brachte. Ich machte mich mit dem Moped auf den Weg zu den Häusern am Meer, aber ich kam nicht weit. Das Wasser hatte alles überspült, bis zu dem Platz, an dem mein Sohn gespielt hatte.

Die Dorfbewohner, die sich retten konnten, versammelten sich auf einem Berg. Schon bald trugen die Männer die ersten Leichen zu uns hoch. Einige der Toten hatten bei mir eine Stunde zuvor noch Essen für den nächsten Tag bestellt. Die Männer brachten auch Kinder. Die Schule lag gleich unten am Strand. An dem Tag war schulfrei, aber eine kleine Gruppe übte für den Neujahrstanz. Acht Kinder, zwei Lehrer, sie sind alle ertrunken. Von den 200 Dorfbewohnern starben an diesem Tag 47, darunter auch der Dorfälteste. Und mein Neffe. Aber in unserem Dorf gehört eigentlich jeder zur Familie.

Die 20 Häuser am Meer waren komplett zerstört, das Militär baute uns neue am Hang. Die meisten Fischerboote waren kaputt, andere ganz verschwunden. Eine Hilfsorganisation zeigte unseren Männern, wie man Kautschukplantagen bewirtschaftet. Eine andere, der North Andaman Tsunami Relief, bot an, uns beizubringen, wie man Englisch spricht und sich um Touristen kümmert, damit wir uns etwas dazuverdienen konnten. Vor dem Tsunami sind nie

Fortsetzung auf S. 56

Der Tsunami vom 26. Dezember 2004

Unfassbares Unheil

Es ist eine der schlimmsten Katastrophen der Geschichte und eine der unbegreiflichsten. Mit nicht gekannter Wucht bricht am zweiten Weihnachtstag 2004 im Indischen Ozean das Meer über die Ufer und reißt binnen weniger Stunden 230 000 Menschen in den Tod. Am stärksten trifft es Indonesien, Sri Lanka, Indien und Thailand. Die Ursache ist rasch ermittelt: ein gewaltiges Seebeben vor Sumatra. Doch sie macht das Unheil nicht fasslicher. Niemand hat es kommen sehen. Niemanden trifft wirklich Schuld.

Weil auch viele Urlaubsstrände zerstört worden sind, ist die weltweite Anteilnahme groß. Touristen berichten vom Heldenmut der Einheimischen, von Momenten tiefer Verbundenheit zwischen Gästen und Personal. Dann werden die einen ausgeflogen, und die anderen bauen wieder auf.

Zehn Jahre später wirkt die Tragödie schon merkwürdig weit weg. Es gibt Hilfsprogramme, Frühwarnsysteme, auch ein Tsunami-Museum. Doch die Strände von Khao Lak oder Ko Phi Phi sind eher noch dichter bebaut als vor ihrer Zerstörung. Und die Urlauber wollen nach wie vor so nah wie nur möglich ans Wasser.

Wenn der Tsunami eine Lektion bereithielt, dann wurde sie nicht beachtet. Trotzdem hat der Anblick der Welle und ihrer Wirkung viele Menschen bewogen, ihr Leben zu ändern, auch im Tourismusgeschäft. Einige von ihnen erzählen hier, warum sie seither nicht mehr dieselben sind.

ANZEIGE

Wo liegt das Land, in dem sich Wunschträume erfüllen? Es liegt in der blauen Ferne. Sie zu bereisen und zu erleben, wie sich Entferntes in Nahes verwandelt, gehört zum Schönsten, was unser Planet zu bieten hat. Als Spezialist für außergewöhnliche Fernreisen mit mehr als 20 Jahren Erfahrung ist Djoser Ihr Partner für wahre Fahrten ins Blaue. Denn das endet nicht hinter dem nächsten Mittelgebirge. Es fängt dort erst an. Katalog gratis: djoser.de | 0221 – 920 158 0

Djoser
Reisen auf andere Art

Darunee Pakdee, 34, aus Thailand

Fortsetzung von S. 55

»Wir sind alle wieder ...«

Urlauber zu uns gekommen, bis 1990 gab es nicht mal Strom. Die einzigen Ausländer waren Freiwillige einer Tierschutzorganisation, die sich um die Gibbons und Makaken in unseren Wäldern kümmerten. Die Tourismus-Ausbildung dauerte sieben Monate. Vier Frauen aus unserem Dorf nahmen teil, aber ich war die einzige, die sie abgeschlossen hat. Und die erste, die Gäste aufnahm.

Mittlerweile gibt es in unserem Dorf sieben Homestays. Die meisten Gäste kommen aus Europa, vor allem aus Deutschland. Sie lieben unser Essen, viele wollen lernen, wie man thailändisch kocht. Wir verständigen uns mit Händen und Füßen, denn Englisch spricht immer noch keiner von uns. Manche Urlauber kommen jedes Jahr, und sie bringen Fotos von zu Hause mit, von großen Städten, weißen Bergen und Kühen mit Glocken um den Hals.

Unsere Angst vor dem Meer hat sich mit den Jahren gelegt. Mittlerweile sind wir alle wieder viel am Wasser. Am ersten Abend gehen wir mit den Gästen immer zum Sonnenuntergangs-Barbecue an den Strand. Und die Männer fahren mit ihnen raus, zum Fischen oder zu den Inseln vor der Küste. Am Anfang, als die ersten Touristen ihre Schnorchel auspackten, haben unsere Männer ganz schön geguckt. Viele finden das noch heute seltsam: mit einer Maske im Gesicht und einem Schlauch im Mund Fische anzugucken.

Homestays in Ban Talae Nok kann man über die Organisation Andaman Discoveries buchen: www.andamandiscoveries.com

»Die Fischer können nicht zurück ans Meer«

Oamjie John, 54, kämpft für die Entwurzelten an Südindiens Küste. Wo einst ihre Häuser standen, stehen jetzt Luxusapartments

Die Fischer von Tamil Nadu trauen sich nicht, mit der Presse zu sprechen. Aber mir haben sie ihre Geschichten erzählt. Seit 30 Jahren kämpfe ich für ihre Rechte, viele von ihnen kennen mich noch aus den Achtzigern, als ich mit ihnen gegen die großen Trawler protestierte, die die Küsten leer fischten. Nun hat die Regierung ihnen ihr Land genommen. Zwei Monate nach dem Tsunami besuchte ich ihre Dörfer – doch viele waren fast vollständig verschwunden. Die Häuser waren von der Welle ins Meer gerissen worden, und die Fischer erzählten, dass ihnen verboten wurde, sie wieder aufzubauen. Die Regierung hat ihnen Angst gemacht: Es sei zu gefährlich, am Meer zu leben. Gleich nach der Katastrophe war ein Gesetz erlassen worden, das ihnen verbot, näher als 500 Meter am Meer zu wohnen. Die Fischer zeigten mir das neue Land, das man ihnen zugewiesen hatte: karge Flächen im Nirgendwo, zwei oder drei Kilometer landeinwärts. Drei Kilometer – das ist weit, wenn man kein Auto hat und Fang und Netze tragen muss.

Nach dem Tsunami floss das Geld, Milliarden Rupien aus aller Welt. Ein großer Teil kam von der Weltbank und der Asian Development Bank. Sie sagten, sie wollten den Armen helfen und an der Küste von Tamil Nadu einen nachhaltigen Tourismus aufbauen. Aber was kam bei den Menschen an?

Gerade war ich in den umgesiedelten Dörfern südlich von Chennai. Auf dem Weg dorthin kam ich in Mahabalipuram vorbei, die Tempelanlagen dort sind eine der größten Touristenattraktionen von Tamil Nadu. Ich fuhr an schicken neuen Promenaden entlang. Aber in den Dörfern? In Karikkattukuppam zum Beispiel klingelte ich an den Türen der neuen Häuser, zwei Kilometer von der alten Siedlung am Meer entfernt. Über 400 Menschen hatte das Dorf bei dem Tsunami verloren. Aber als ich die Menschen fragte, ob sie vom Tourismus irgendwie profitierten, verneinten sie. Stattdessen zeigten sie mir einen Zaun, der ihnen den Weg versperrte. Die Fischer können nicht zurück ans Meer. Ihr altes Land wurde verkauft. An wen, wissen sie nicht.

Die Regierung sprach immer von Sicherheit, aber im Hintergrund passierte etwas ganz anderes: Der Staat verkaufte das Land an der Küste an Immobilienfirmen, die verkauften es weiter an die Big Players. Nun entstehen dort, wo früher die Fischer lebten, Kraftwerke, Chemiefabriken, Garnelenfarmen und teure Domizile. Ich habe auf dem enteigneten Land viele neue Luxusapartments gesehen, überall wird gerade gebaut. Ich bin mir sicher, dass die großen Hotels bald folgen werden.

An manchen Stellen haben die neuen Besitzer uns nicht mal mehr den Strand betreten lassen. Früher trockneten die Frauen die Fische dort im Sand, heute breiten sie den Fang ihrer Männer am Straßenrand aus. Da rauschen die Lastwagen vorbei, es ist traurig anzusehen. In Pichavaram, einem großen Mangrovenwald, hat man das Fischen verboten. Ausläufer des Meeres reichen tief in den Wald, jahrhundertelang waren das wichtige Fischgründe. Seit dem Tsunami wird mit natürlichem Küstenschutz experimentiert: Mangroven, Palmen, Bambus. Die Fischerboote dürfen da jetzt nicht mehr fahren, aber für Touristen gilt das Verbot nicht. Im Gegenteil, es kommen immer mehr. Die brettern da mit Motorbooten durch und nennen das Öko-Tourismus.

Die Organisation, bei der Oamjie John arbeitet, setzt sich in ganz Indien für nachhaltigen Tourismus ein: www.kabanitour.com

ANZEIGE

Cinque Terre

Harmonie, Kultur und Geschmack

Besuchen Sie mit uns die malerischen Küstendörfer an Liguriens Steilküste. Pastellfarbene Häuser an rauschenden Felsklippen, verwinkelte Gassen und alte Fischerhäfen bestimmen das Bild. Auf täglichen Wanderungen entlang alter Pilgerpfade durch Olivenhaine und Weinberge entdecken Sie die schönsten Küstenstreifen der Riviera. Auch für den kulinarischen Genuss ist gesorgt: Entdecken Sie die ligurische Küche mit köstlichem Wein und frischem Fisch. Begegnen Sie Winzern bei exklusiven Weinverkostungen, die Ihnen die Kultur und den Geschmack der regionalen Tropfen näherbringen.

Termine: **18. – 25.4. | 2. – 9.5.2015 | 5 weitere Termine**
Ansprechpartnerin: **Dominique Heuer**
Preis: **ab 1.740 €**

040/32 80-455
www.zeitreisen.zeit.de/cinqueterre

© K. Roy Zanoni/Shutterstock

Sizilien
Lassen Sie sich vom Alltag in Süditalien ebenso begeistern wie von den Zeugnissen antiker Kulturen. Entdecken Sie versteckte malerische Plätze, und genießen Sie die Inselküche.
8 Tage ab 2.030 €

© Jon Ingall/Shutterstock

Korsika
Die ursprüngliche Naturlandschaft der Insel wird Sie begeistern: Erleben Sie die mediterrane Küstenlandschaft Korsikas mit ihren weiten Sandstränden und umrahmten Buchten.
8 Tage ab 1.990 €

© Ivan Kalinin/Shutterstock

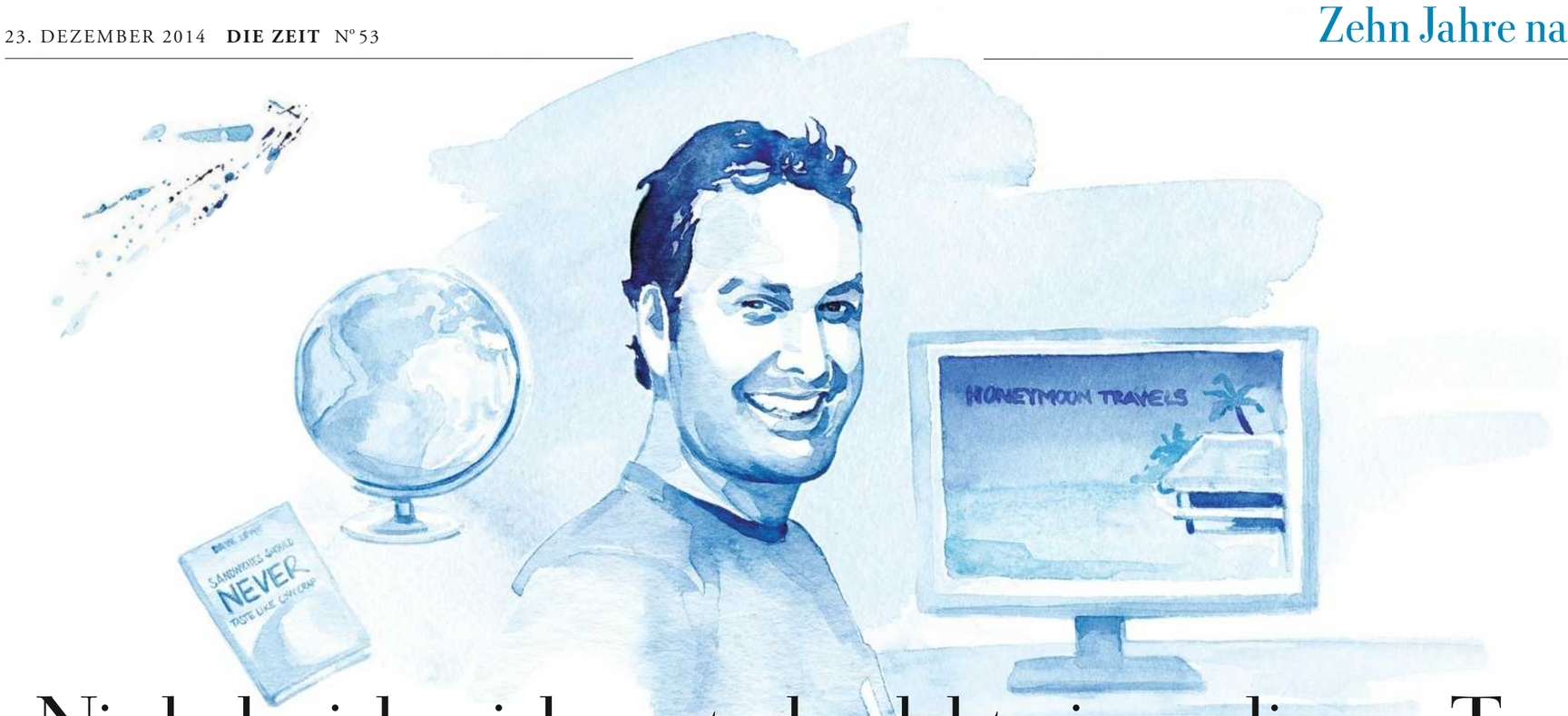
Venedig
Verlassen Sie auf dieser Reise die üblichen Besucherpfade Venedigs, und genießen Sie stattdessen die Vielfalt und Schönheit der Stadt in ihren stillen, unbekannten und besonders reizvollen Ecken.
7 Tage ab 990 €

© Boris Stroujko/Shutterstock

Rom
Entdecken Sie den kulturellen Reichtum der Stadt und ihre lebendige Vergangenheit. Freuen Sie sich auf anregende Geschmackserlebnisse und berührende Kunsterfahrungen.
8 Tage ab 1.420 €

© Tatiana Popova/Shutterstock

La Gomera
Urwüchsige, abwechslungsreiche Naturlandschaften und traumhafte Ausblicke erwarten Sie auf La Gomera. Neben spannenden Wanderungen erwarten Sie traumhafte Strände.
8 Tage ab 1.295 €



»Nie habe ich mich so stark erlebt wie an diesem Tag«

Der Amerikaner **David Lowe, 42,** rettete auf den Malediven vier Menschen das Leben. Danach hat er das Reisen zu seinem Beruf gemacht

Ich träume oft von der Welle. Ich sehe sie kommen, in der Ferne, und spüre die Angst. Aber dann renne ich los und bringe Menschen in Sicherheit. Bevor die Welle uns erreicht, ist es vorbei. In meinen Träumen schlägt die Welle nie auf.

2004 arbeitete ich als Activity-Manager in einem Resort auf den Malediven. Am zweiten Weihnachtsfeiertag hatte ich zum ersten Mal seit Wochen frei, in der Nacht zuvor hatten wir bis vier Uhr an der Bar gesessen. Um sieben Uhr wachte ich von leichten Erschütterungen auf, ein Erdbeben. Ich komme aus Kalifornien, da ist das normal; also dachte ich mir nichts dabei. Gegen elf Uhr, ich döste immer noch, hörte ich plötzlich dumpfe Schläge. Und Schreie: »Die Kinder, die Kinder!« Unter der Zimmertür floss Wasser zu mir herein. Als ich sie mit aller Kraft aufgedrückt hatte, sah ich, dass das Meer bis an mein Zimmer reichte. Und eine riesige graue Welle rollte direkt auf uns zu. Ich rannte los – aber wohin soll man laufen auf einer Insel, deren höchster Punkt eineinhalb Meter über dem Meeresspiegel liegt?

Das Wasser stieg und stieg. Oder ging die Insel unter? Ich wusste es nicht. Kommoden, Tische, Fernseher, Palmen, alles wurde davongetragen. Im Restaurant explodierten zwei Gastanks, das Dach flog weg. Wände stürzten ein, Fensterscheiben zersplitterten – genau dort, wo Menschen schreiend durchs das brusthohe Wasser rannten. Schuhe trug niemand. Das White Sands Resort war eine Barfuß-Insel.

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, aber ich zog erst zwei Kinder aus dem eiskalten Wasser, dann eine alte Frau, dann den zweijährigen Sohn des Managers. Ein Mann hatte sich das Bein so tief aufgeschnitten, dass der Knochen rausstand. Während ich ihn mit einem Handtuch bandagierte, sah ich, wie eine Welle die Wasserbungalows vor der Insel zerschmetterte. Die Trümmer trieben direkt auf uns zu. Ich war mir sicher, dass ich sterbe.

Am Ende hatten wir auf einer Insel mit über 400 Menschen nur einen Toten, einen Gast aus Großbritannien. Doch fast alle waren verletzt, viele schwer. Was uns das Leben gerettet hat, ist die Wassertiefe rund um die Malediven. Vor den Inseln fällt der Meeresboden steil ab, auf 2000, 3000 Meter. So hat sich die Welle nicht so hoch aufgetürmt, sie war kaum höher als drei Meter – was trotzdem reichte, um die gesamte Nation zu überfluten. Würde der Meeresboden vor der Küste kilometerlang flach ansteigen wie in Thailand, hätte auf den Malediven wohl niemand überlebt.

Fast ein Jahr lang habe ich mich danach nicht mehr in die Nähe des Meeres getraut. Dabei liebte ich das Wasser, seit ich ein Kind war. Meine Mutter kommt aus Österreich, da gibt's ja kein Meer, also ist sie mit uns in Kalifornien jedes Wochenende an den Strand gefahren. Ich war den ganzen Tag lang draußen, Schwimmen, Surfen, Bodyboarden. Auf die Malediven kam ich nur, weil man dort so gut tauchen kann. Aber nach dem Tsunami machte das Meer mir Angst.

Zum ersten Jahrestag 2005 war ich auf einem Treffen von Tsunami-Überlebenden auf der thailändischen Insel Ko Phi Phi. Es war deprimierend. Ich traf dort niemanden, der irgendetwas Positives aus der Sache gezogen hatte. Bei mir war das anders: Der Tsunami hatte mir gezeigt, wozu ich imstande bin. Nie habe ich mich so stark erlebt wie an diesem Tag. Ich weiß das Leben seither viel mehr zu schätzen, und ich wage mehr. Ich bin viel um die Welt gereist und habe ein Buch geschrieben, mit Anekdoten meiner Reisen. Ich lebe mittlerweile davon, für meine Landsleute Weltreisen und Flitterwochen zu planen.

Der Tsunami hat viele Orte ziemlich verändert, am deutlichsten sieht man das auf Ko Phi Phi. Ich war fünfmal dort, das erste Mal 1992, da war das noch ein Geheimtipp. Vor dem Tsunami war die Insel schon ziemlich bekannt, da standen viele Hütten und Bungalows. Heute ist es völlig überlaufen. Da wurden überall mehrstöckige Hotelkomplexe hochgezogen. Ich glaube, manchen Unternehmern kam der Tsunami ziemlich gelegen.

Die Malediven empfehle ich meinen Kunden nach wie vor, für Flitterwochen gibt es nichts Schöneres. Wenn man genug Geld hat. Die Preise haben sich seit dem Tsunami nämlich locker verdoppelt. Dafür hängen auf den Zimmern heute Rettungswesten. Der Manager des Resorts, in dem ich damals arbeitete, wollte mich nach dem Wiederaufbau gleich wieder anstellen. Aber das eine Jahr war genug. Bis heute war ich nie wieder auf den Malediven. Mit dem Meer habe ich mich mittlerweile versöhnt. Aber es ist nicht mehr dasselbe. Wenn ich heute an der Küste bin, habe ich immer ein Auge am Horizont. Ich drehe dem Wasser nicht den Rücken zu. Und am Strand ziehe ich mir nicht mehr die Schuhe aus.

Website von David Lowe als Reiseplaner, Blogger und Buchautor: www.theloweroad.com

»Wir steckten das Geld in die Bildung«

Manick Rodrigo, 62, gehören auf Sri Lanka zwei Ayurveda-Resorts. Als seine Gäste nach der Katastrophe spenden wollten, gründete er eine Stiftung

Wenn das Meer geht, kommt es mit Gewalt zurück. Das hat mein Großvater mir erzählt, als ich ein kleiner Junge war. Er war Fischer in der Hafenstadt Galle, genau wie seine Vorfahren. Wahrscheinlich hatte er es selbst von seinem Großvater gehört.

Am Morgen des Tsunami zog sich das Wasser zurück, viel weiter, als ich es je zuvor gesehen hatte. Ich saß beim Frühstück in unserem Ayurveda-Resort bei Weligama an der Südküste. Es liegt hoch am Hang, wir waren in Sicherheit. Aber unser anderes Resort in Beruwala, zwei Autostunden nördlich, befindet sich gleich am Strand. Ich rief an, auch dort war das Meer weg. Seid vorsichtig, sagte ich, bringt die Gäste in Sicherheit! Dann brach die Leitung zusammen. Ich versuchte, andere Hotels zu warnen. Ich war die ganze Zeit am Telefon und bekam gar nicht mit, wie die Welle unsere Nachbardörfer überrollte.

In Weligama, der Stadt in der Bucht neben uns, starben 500 Menschen. Viele davon waren meine Freunde. In Beruwala hatten sie alle 100 Gäste in einen höher gelegenen Garten gebracht. Nur ein Deutscher, der als Freiwilliger bei uns arbeitete, war weiter am Meer herumspaziert. Sie hatten versucht, ihn dort wegzuholen, aber er glaubte, die Panik sei übertrieben. Kurz darauf riss die Welle ihn und die Hälfte aller Bungalows mit. Am Nachmittag fanden sie seine Leiche.

Im Ayurveda geht es immer um Balance – wir müssen ruhig und ausgeglichen sein, um gesund zu bleiben. Und nun war von einem Moment auf den anderen alles aus dem Gleichgewicht geraten. In den ersten Nächten habe ich viel geweint. Es war schwer, aber ich habe versucht, mich nicht auf das Leid zu fokussieren. Trauer und Wut machen krank. Ich habe so wenig wie möglich nachgedacht und mich auf das konzentriert, was ich tun konnte.

Wir verkochten unsere Lebensmittelvorräte und brachten sie in einen Tempel, in dem 200 Obdachlose untergekommen waren. Viele unserer Gäste halfen uns, die meisten waren Deutsche. Sie sammelten Geld; allein in den ersten Tagen kamen 17 000 Euro zusammen. Als frühere Besucher erfuhren, was hier los war, wollten auch sie spenden. Ich gab ihnen den Kontakt zu einer Hilfsorganisation, aber sie wollten ihr Geld jemandem geben, den sie kannten. Also gründeten wir eine Stiftung, Sahana Sri Lanka. *Sahana* ist singhalesisch und heißt »mitfühlende Hilfe«.

Am Anfang haben wir Essen gekauft und medizinische Notlager eingerichtet. Dann haben wir Brunnen und Häuser gebaut und neue Fischerboote gekauft. Auch als schon alles wieder aufgebaut war, spendeten die Leute weiter, bis heute sind fast 700 000 Euro zusammengekommen. Wir renovieren Krankenhäuser, aber vor allem stecken wir das Geld in die Bildung.

Als ich jung war, wurde mir auch geholfen: Ende der Sechziger gab es in Sri Lanka praktisch keinen Tourismus, und meine Eltern wollten in Beruwala eines der ersten Hotels des Landes eröffnen. Obwohl wir kaum Geld hatten, durfte ich eine Hotelfachschule in unserer Hauptstadt Colombo besuchen. Sie wurde von Deutschen finanziert. Heute vergeben wir Stipendien an Studenten, die kein Geld für die Universität haben. Wir unterstützen Schulen, und wir haben selbst zwei Grundschulen eröffnet, über 100 Kinder werden da unterrichtet.

Ich glaube, dass man mit der richtigen Einstellung auch mit so einer Katastrophe umgehen kann. Wenn du Tugenden wie Freigiebigkeit und Mitgefühl pflegst, hat das Leid es schwer, sich in deinem Geist festzusetzen. Wenn du dich darauf konzentrierst, was du tun kannst, wird sich das Gute entfalten.

Rodrigos Resorts: www.barberynresorts.com
Seine Stiftung: www.sahanasrilanka.info

Illustrationen: Uli Knörzer für DIE ZEIT

»Die Welle brachte den Frieden«

Der Südafrikaner **Freddie Rousseau, 60,** half im indonesischen Banda Aceh – und ist bis heute geblieben

Eigentlich kam ich nur nach Weh, um mich an den Wochenenden von meinem Einsatz zu erholen. Die Insel war das Kontrastprogramm zum Elend in Banda Aceh: weißer Sand, türkisfarbenes Meer und grenzenlose Ruhe. Ich ging stundenlang am Strand spazieren. An einer Stelle führten zwei Treppen von der Straße zum Strand hinunter, dazwischen nichts als Palmen. Dort, sagte ich mir irgendwann, werde ich ein Haus bauen, meinen Ruhesitz. Eineinhalb Jahre später stand es, aber mir war noch nicht nach Ruhe, also baute ich ein paar Hütten dazu, für Gäste. Heute betreibe ich hier dreizehn Bungalows und zwei Restaurants, wir sind das ganze Jahr über voll. Ich baue immer weiter an und bin mittlerweile schon sechsmal auf meinem Grundstück umgezogen.

Ich war wenige Tage nach dem Tsunami nach Banda Aceh gekommen. Damals arbeitete ich noch für die ILO, die Arbeitsorganisation der UN. Mein Auftrag war es, herauszufinden, was wir dort tun konnten. So eine Katastrophe vernichtet ja auch unzählige Arbeitsplätze. Doch in der Region herrschte Chaos. Große Teile der Stadt waren noch überflutet, in manchen Vierteln stand kein einziges Haus mehr. Die Überlebenden hatten nichts zu essen, kein Trinkwasser, kein Dach über dem Kopf. Und es war Regenzeit. Alles lag unter einer Decke aus Schlamm, täglich wurden neue Leichen aus dem Matsch gezogen. Eine der ersten Fragen, die wir uns stellen mussten, war: Was zahlen wir den Menschen, die die Toten bergen?

Wir bauten ein Arbeitslosenzentrum auf. Zehntausende hatten durch den Tsunami ihre Lebensgrundlage verloren. Und die Hilfsorganisationen suchten Arbeiter. Aber kaum einer sprach Englisch, und viele hatten nie etwas gelernt. Jeden Tag standen weinende Menschen in meinem Büro und flehten mich an, dass ich ihnen helfen soll. Oft konnte ich das nicht.

In Banda Aceh waren die Zustände ja schon vor dem Tsunami katastrophal: Seit 30 Jahren kämpfte die Bewegung Freies Aceh für die Unabhängigkeit der Provinz, für einen eigenen Staat mit islamischem Recht. Gerade 2004 hatte das indonesische Militär eine Offensive gegen die Separatisten begonnen. In den Tagen vor dem Tsunami verschanzten sich die Menschen in ihren Häusern, aus Angst vor den Schüssen von Polizei und Militär.

Die Welle brachte den Frieden, die Waffenruhe. In den Straßen herrschte eine seltsame Stimmung. Die halbe Stadt war zerstört, Zehntausende waren gestorben, die Überlebenden schliefen in Notzelten – aber sie spürten eine Freiheit, die sie lang nicht mehr gekannt hatten. Plötzlich konnten sie unbehelligt herumlaufen, in die Moschee gehen, sogar nachts das Haus verlassen. Der Tsunami, sagten viele später, sei ein Segen für Aceh. »Wie könnt ihr das sagen?«, habe ich gefragt. »Bei so vielen Toten!« Wenn der Konflikt weitergegangen wäre, sagten sie, wären hier noch viel mehr gestorben.

Ein halbes Jahr nach dem Tsunami schlossen die Regierung und die Bewegung Freies Aceh ein Friedensabkommen. Die Truppen wurden abgezogen, die Separatisten gaben ihre Waffen ab. Und Aceh wurde nach Jahren der Isolation wieder für Besucher aus dem Ausland geöffnet. Immer mehr Urlauber entdeckten unsere Insel, vor allem Taucher. Und drüben in der Stadt wurden seitdem bestimmt zwanzig neue Hotels gebaut. Mittlerweile gibt es Direktflüge aus Malaysia. Viele der Einheimischen, die wir nach dem Tsunami an Hilfsorganisationen vermittelten, leben heute vom Tourismus.

Ich habe in Banda Aceh ein italienisches Restaurant eröffnet. Den Wein schenke ich da aber nur in Kaffeebechern aus. Aceh ist heute eine Teilautonomie, es gilt die Scharia. Hier auf Weh haben wir eine stille Vereinbarung mit den Behörden: Solange wir darauf achten, dass die Muslime sich an die Scharia halten, können die Gäste aus dem Westen machen, was sie wollen. Unverheiratete Paare können bei uns in einer Hütte schlafen und mit Badehose und Bikini am Strand sitzen und Cocktails trinken. Hier kann man sich wunderbar erholen, glauben Sie mir.

Informationen zu Freddie Rousseaus Resort und seinen Restaurants unter: www.santai-sabang.com

HINWEIS DER REDAKTION:
Bei unseren Recherchen nutzen wir gelegentlich die Unterstützung von Fremdenverkehrsämtern, Tourismusagenturen, Veranstaltern, Fluglinien oder Hotelunternehmen. Dies hat keinen Einfluss auf den Inhalt der Berichterstattung.